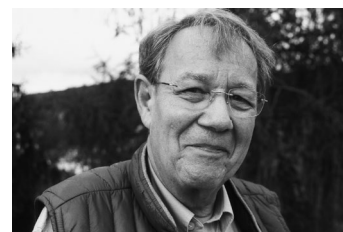


Porträts aus der Ostschweiz

Brigitte Schmid-Gugler



Jacques Erlanger

Benjamin

Brigitte Meyer

Chaya Bracha Beit David

Margrith Bigler

Michaela Guez-Barasch

Roland Richter

Tovia Ben-Chorin

Als Ergänzung zur Wanderausstellung:
Schweizer Juden – 150 Jahre Gleichberechtigung
16. Februar 2018 – 9. September 2018

Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen



Benjamin ist zwanzig Jahre alt. Im Alter von drei Jahren zog er mit seiner Familie aus Winterthur nach St. Gallen, in den Osten der Stadt. Dort besuchte er die Primarschule. Die Mutter Haushaltleiterin, der Vater Softwareentwickler. Einer seiner zwei Brüder hat eine kognitive Beeinträchtigung. Das sei für die ganze Familie eine grosse Herausforderung gewesen, erzählt Benjamin. „Aber irgendwie ging's. Wir redeten normal mit ihm. Er konnte jedoch besser auf Mimik und Körpersprache reagieren.“ Der Bruder lebt heute in einer betreuten Wohngemeinschaft. Benjamin begann mit neun Jahren Klavier zu spielen; später war er Mitglied eines Schulorchesters. Er kam erst ins Untergymnasium, dann in die Kantonschule. War immer gut in Mathematik. Machte die Matura, wurde Sanitätssoldat und begann letzten Herbst in Zürich ein **Physikstudium**.

„Dass ich jüdisch bin, war und ist für die meisten meiner Freunde kein grosses Thema. Für mich selbst ist es von Bedeutung. Ich berücksichtige einige der Speiseregeln und bin mit jüdischer Tradition vertraut. Yom Kippur, Chanukka, Pessach, Rosch ha-Schana und viele andere jüdische Feste feiere ich mit meiner Familie. Jedoch haben wir das in meiner Kindheit regelmässiger getan. **Einige jüdische Traditionen und Gebote sind mir auch heute noch sehr wichtig**. Ich esse kein Schweinefleisch versuche, Milchiges und Fleischiges nicht gleichzeitig zu essen. Als Kind und Jugendlicher besuchte ich regelmässig den Religionsunterricht in den Räumlichkeiten der Jüdischen Gemeinde und lernte dabei viel über das Judentum und seine Geschichte.

Während der Primarschulzeit war es in einigen Fällen ziemlich schwierig, Traditionen, die ich von zu Hause gelernt habe, und 'normale' Aktivitäten miteinander zu vereinbaren. An Pessach essen religiöse Juden kein Brot beziehungsweise nur ungesäuertes Brot. Das heisst, die Zubereitung des Brotes darf nicht länger als 18 Minuten dauern, da beim **Auszug aus Ägypten** – das wird an Pessach gefeiert – keine Zeit mehr blieb, um gewöhnliches

Brot zu backen. Pessach dauert acht Tage. Manchmal bot mir jemand in der Schule in diesen Tagen Kuchen an, den ich ablehnte. **Das gab schon ab und zu blöde Kommentare**. Ich habe einfach nicht viel dazu gesagt, da es mir ehrlich gesagt ziemlich peinlich war, den Kuchen abzulehnen. Aber wenn ich erklärte, aus welchem Grund ich keinen Kuchen esse, war die Sache eigentlich erledigt.“ Heute halte er sich nicht mehr streng an die jüdischen Gebote und Verbote, da dies mit dem Studium und den Aktivitäten mit Freunden schwierig zu vereinbaren wäre. „Ich finde, man muss immer den gesunden Menschenverstand walten lassen. Mir persönlich ist es wichtig, Gutes zu tun.“

Benjamin liest am liebsten historische Romane und Geschichtsbücher. Das Buch *Eine kurze Geschichte der Menschheit* von Yuval Noah Harari, 500 Seiten, habe er schon als Jugendlicher verschlungen. „Dieses Buch betrachtet die Geschichte der Menschheit aus sehr interessanten Blickwinkeln. Es hat nicht viel mit jüdischer Religion zu tun, sondern ist ein Blick in die Vergangenheit und in eine mögliche Zukunft. Es versucht, den Werdegang der Menschheit historisch zu erklären.“

Überall könne man indes auch in der Gegenwart Zeichen der jüdischen Geschichte des Exils entdecken. In Rom, wo er mit ein paar Freunden war, habe er auf einem Triumphbogen, dem sogenannten

Mir ist es wichtig, Gutes zu tun

Titusbogen, das Relief gefunden, welches darauf hinweise, dass dieser Bogen aufgrund der Eroberung Jerusalems und des Sieges des Römischen Kaisers Titus erbaut worden sei und auch an die

Flucht der Juden in die Diaspora erinnere. „Auf dem Relief ist unter anderem ein siebenarmiger Leuchter zu sehen. Dieser wird Menora genannt.“

Benjamins Grossmutter väterlicherseits war von Polen nach Frankreich gegangen, um dort Medizin zu studieren. **Während des Zweiten Weltkrieges versteckte sie sich vor den Nazis bei einer Bauernfamilie**. Einige Jahre nach dem Krieg lernte sie ihren Mann kennen und zog zu ihm in die Schweiz. Weniger wisse er über die Vorfahren mütterlicherseits. Immerhin: Ernst Dreyfuss, Benjamins Urgrossvater, war von 1951 bis 1961 Präsident der Jüdischen Gemeinde St. Gallen.

Eingeschweisst in eine Schutzhülle seien die Bücher liegen geblieben, welche die Mutter als Abonnentin eines Verlages jeweils bestellt habe. Das Geschäftliche ging vor. Eingeschmolzen zu einem Silber-Relief prangen die letzten Verkaufsstücke des Schmuckgrosshandels an der Fassade des Hauses, das Jacques Erlanger knapp vor dem Konkurs des Familienbetriebes retten konnte. Die Künstlerin Elisabeth Nembrini hatte den Auftrag erhalten, aus dem Rohmaterial ein kleines schmuckes Kunst am Bau-Objekt zu gestalten. Sie liess die edelmetallene

Verneigung vor der Mutter

Hinterlassenschaft, für die es längst keinen Absatz mehr gab, in der Kunstgiesserei im St. Galler Sitterwerk zu eben jener „Silbertafel“ giessen. Anders als die verschweissten Bücher, die irgendwann entsorgt werden mussten, ist die „Silbertafel“ eine Reminiszenz an eine gute, behütete Kindheit mit einer Mutter, die auf das ihr auferlegte Stigma piff, in den 1960er-Jahren ein uneheliches Kind auf die Welt gebracht zu haben. „Sie erzählte mir erst, als ich dreizehn Jahre alt war, wer mein Vater ist. Gefragt hatte ich nie danach. Ich dachte mir, dass er wahrscheinlich tot sei. Es war ein Tabu. Mein Grossvater hatte quasi die Vaterrolle übernommen, nur, dass er vermutlich weniger streng war als ein Vater“, schmunzelt Jacques Erlanger in seinen Bart hinein.

Kein Tabu waren die Zugehörigkeit zum Judentum und zur jüdischen Gemeinde in St. Gallen. „Das koschere Fleisch wurde zweimal pro Woche per Kurier ins Haus geliefert. Der Bote deponierte die Pakete jeweils in dem in die Mauer eingelassenen Brunnentrog bei der Aussentreppe. Heute wachsen Schwertlilien darin.“ Der Stammbaum, den Jacques Erlanger auf dem Tisch seiner im Vintage-Stil eingerichteten Wohnung aufrollt, geht zurück bis ins Jahr 1853. Alle Generationen lebten in der Schweiz; der Grossvater stammte aus Luzern. Nach dem Zweiten Weltkrieg führte er in St. Gallen eine Bijouterie. Die Tochter wurde früh ins Geschäft involviert. Sein einziges Enkelkind, Jacques, nahm er oft mit in die Synagoge. „Ich erlebte mich nie als Aussenseiter. Weder versteckten wir unser Jüdischsein, noch stellten wir es aus. Es gehörte einfach zu uns; ich empfand es eher als Plus zum christlichen Umfeld. Die Rituale und Regeln sind Teile des Alltags; sie geschehen nicht abgesondert von ihm. Wir feierten die Feste sehr diskret und ich machte auch am Schabbat – dem jüdischen Feiertag von Freitagabend bis Samstagabend – alle schulischen Aktivitäten mit. Anders als ein strenggläubiger jüdischer Schulkamerad, der untätig am Pult sass.

In der „Verlängerung“ des Verzehrs von koscherem Fleisch stellte Jacques Erlanger nach dem Auszug aus dem Familienhaus auf vegetarische Ernährung um. Dies in Lausanne, wohin er gegangen war, um Soziologie und kulturelle Anthropologie zu studieren. Dort blieb er als Dozent und Mitarbeiter der ETH, bis die Mutter im Jahr 2000

schwer erkrankte und kurz darauf starb. „Nach meiner Rückkehr begann ein Spiessrutenlauf. Gläubiger klopfen an. Meine Mutter hatte mich, zurückhaltend wie sie gewesen war, nicht eingeweiht in die prekäre Situation, in der sie sich mit ihrem Unternehmen seit dem Tod meines Grossvaters befand.“ Jacques Erlanger liquidierte das Geschäft und konnte das Haus retten, das heute auf vier Wohnetagen erneut von mehreren Generationen bewohnt und belebt wird. Auch die Lebenspartnerin des Hauseigentümers, Judith Eisenring, ist mit von der Partie.

Der soziale Gedanke, gepaart mit Geschäftssinn und der Affinität zu Kunst und Kultur in einer, wie Jacques Erlanger sagt, zur Jahrtausendwende offenen Aufbruchsstimmung in der Stadt, verdichteten sich für ihn konkret in der Aufgabe als Geschäftsführer im Sitterwerk. Als Mitglied des damals neu ins Leben gerufenen Unternehmens, damals noch als Verein organisiert, trieb er die Gründung der Stiftung voran; in den fünf Jahren seiner Tätigkeit wurden Künstlerateliers, Werkstoffarchiv und Kunstbibliothek aufgebaut sowie das Kesselhaus für die Skulpturen von Hans Josephsohn saniert und eingeweiht.



Nach seinem Abgang konnte er viele seiner Erfahrungen in ein neues ambitioniertes Projekt stecken: Die Stadt als Besitzerin der ehemaligen Militärkantine „Kastanienhof“ wartete nach der gescheiterten Wettbewerbs-Ausschreibung zwar nicht auf geistreiche Vorschläge. „Wir waren zu viert, erarbeiteten in einer Nacht-und-Nebel-Aktion ein Konzept und reichten es trotzdem ein.“ Die Zeit war reif. Die Idee bezaubernd. Das Stimmvolk befürwortete den Kredit. Heute findet man die „Militärkantine“ mit Restaurant und Hotel unter den schönsten Hotels der Schweiz aufgeführt. Seit Mitte Sommer 2016 ist Jacques Erlanger, inzwischen solide vernetzt und als verlässlicher Partner gefragt, freiberuflicher Kulturmanager und Projektleiter. Man trifft ihn oft an Orten, die sein Herzblut waren und blieben, und man hört ihn gerne sagen, dass Eingeschweisstes ausgepackt gehört. Auch das im Kopf.

Ein Keramikobjekt steht am Fuss der Treppe ins Obergeschoss. Es handelt sich um einen Chor in langen Roben. Die Lippen der Singenden sind zu einem O gerundet. Die Mienen andächtig. Die Köpfe leicht in den Nacken geneigt. Ihnen gegenüber ein sprudelndes Erzählen zwischen Gestern und Heute. Zwischen Sehnsucht und betriebsamem Alltag. **Brigitte Meyer** holt ihr **geliebtes Cello** erst vom oberen Stock ins Wohnzimmer, nachdem sie darum gebeten worden ist. Doch wer ihr zuschaut und -hört, wie sie, und sei's zum Spass, mit dem Bogen über die Saiten streicht, fragt sich, wieso sie diesen anschmiegsamen Leib aus Klängen nicht zum Instrument ihrer Berufung gemacht hat. Deshalb dieses grosse Hingezogen-Sein zur Musik immer noch eine Treppe nehmen muss. Jedes Greifen ein Anklopfen an eine Türe. Ein Horchen. Ein Hineinfragen. Eine Art Zwiesprache. Es murmelt, singt und brummt auf jeden Fall vielstimmig zurück. Seit Jahren steht Brigitte Meyer nebst ihrer hauptberuflichen Tätigkeit mit interdisziplinären künstlerischen Projekten in der Öffentlichkeit.

Den in Feuer gebrannten Chor brachten Brigitte und Ruth – die Frauen sind seit 23 Jahren ein Paar – von einer Fahrradtour durch Tschechien zurück in ihr Haus in St. Gallen. In einer schön ausgepolsterten Kiste. Brigitte Meyer schildert diesen abenteuerlichen Transport im gleichen lebhaften Ton, wie sie mit ihrem unverkennbaren Basler Dialekt später „Gib Gutzi“ sagen wird. Es heisst so viel wie „Mach mal vorwärts“. Oder in einem anderen Kontext: „Lass uns Klartext reden!“ Mit dem Judentum nicht mehr sehr stark verbunden, aber doch die

Veihnachten und Ostern sind schwierig für mich

Familiengeschichte ehrend und achtend, sei sie zutiefst erschrocken und habe sich verletzt gefühlt, als ausgerechnet in ihrem engeren Umfeld ein Bekannter

den Satz fallen liess: „Alle Juden sind geizig.“ Ob er denn überhaupt Juden kenne, habe sie zurückgefragt. Der andere verneinte kleinlaut. **Vorurteile, Rassismus. Gedankenlos geäussert.** Viele ihrer Familienmitglieder mussten solches erleben und überlebten es nicht. „Und wenn es nicht den glücklichen Zufall gegeben hätte, dass Vater Werner Meyer im Jahr 1936 als 12-Jähriger mit seinem kleinen Bruder Ludwig aus Ostpreussen ins Institut auf am Rosenberg und ihre Mutter, Ilse Abend, nach dem Krieg zur Heilung ihrer Tuberkulose nach Davos geschickt worden wären, gäbe es mich nicht.“

Nachdem der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war, blieb das Schulgeld für die beiden Buben aus. Deren Eltern wurden später in Auschwitz ermordet. Werner und Ludwig mussten das Institut verlassen und wurden privat betreut. Brigitte Meyers Mutter kam nach ihrer Genesung in ein jüdisches Mädchenheim in Basel. An einem jüdischen Fest begegneten sich Brigitte Meyers Eltern zum ersten Mal. Das Paar heiratete, lebte vor dem Umzug nach Basel kurzzeitig in St. Gallen. Der Vater, ein Ökonom, war 1950 **St. Galler Ortsbürger** geworden.

Brigitte Meyer erlebt ihre jungen Frauenjahre als ein Hin- und Hergerissen-Sein zwischen den in den 1970er-Jahren aktiven zionistischen Jugendgruppen, mit denen sie nichts anzufangen weiss, mit ihrem Engagement für Frauenfragen, mit Ihrer Leidenschaft für Musik und Theater, mit ihrem Coming out als homosexuelle Jüdin während ihrer Zeit in Berlin. Das bedeutete in jenen Jahren ein doppeltes Stigma. Sie absolviert in Basel ein Studium in Deutsch und Geschichte, unterrichtet an einem Basler Gymnasium. Bildet sich weiter und macht sich schliesslich im Kommunikationsbereich selbstständig. Das Cello immer in der Arm- und Herzkuhle.



Als sie 1994 ihre Partnerin kennenlernt, steht sie bereits seit einigen Jahren als Coach und Kursleiterin auf eigenen Beinen. 2008 holt sie der Kanton St. Gallen ins Amt für Soziales. Sie wird Projektleiterin im Integrationsbereich, später **verantwortliche Leiterin für Gleichstellungsfragen.** Es gibt viel zu tun, der Apparat ist zäh und selten musisch aufgeladen. „Doch die Sensibilisierungsarbeit um die Felder Berufswahl, Integration und Lohngleichheit liegen mir am Herzen. Mein Vater hielt mir als 16-Jährige einen englischen Text unter die Nase, den ich übersetzen musste. Es ging darin um Gerechtigkeit und ethische Werte. Beides wurde hoch gehalten und in der Familie immer wieder diskutiert.“

An Pessach, dem grossen jüdischen Fest im Frühling, das wir früher immer mit Bekannten feierten, habe ich allerschönste Erinnerungen. **Wir konnten feiern, essen, teilen und gleichzeitig lachen über die biblischen Geschichten.** Der Mensch stand immer im Mittelpunkt. Weihnachten und Ostern sind schwierig für mich. Der kirchliche Antisemitismus. Ich spüre an solchen Tagen immer sehr deutlich, dass ich nicht dazu gehöre – auch wenn diese Haltung einem Ressentiment gleichkommt.“ Vier Fingerkuppen setzen an zu einem Allegro ma non troppo.



Die Silhouette des Alpsteins flankiert an dieser hoch gelegenen Stelle des Appenzeller Dorfes die Hänge wie ein aufgestacheltes Orchester. Bald dürften erste konzertante Salven herüberdonnern, mal mit Wagner'scher Wucht, dann wieder zart wie bei Sibelius. Die zierliche Frau mit den dichten dunklen Haaren und der unauffällig bescheidenen, femininen Kleidung, die auf das Klopfen aus der Türe des Bauernhauses tritt, könnte ihre Dirigentin sein. So präsent und einem vom ersten Augenblick an zugewandt wie sie dasteht, so wunderbar ist es, sie hier anzutreffen, weitab vom nächsten bewohnten Haus.

„Ich musste mich umsehen nach einem Ort, an dem ich nachdenken, lesen, forschen und schreiben kann und nicht abgelenkt werde“, erklärt Chaya Bracha Beit David. Sie bittet ins Haus, das sie hütet und bewohnt, solange der Bauer mit seinen Kühen oben auf der Meglisalp ist. In der Küche hat sie ihr eigenes Koch- und Essgeschirr fein säuberlich in einen separaten Schrank gestellt. Als sie vor sechzehn Jahren aus der Stadt Zürich, wo sie aufgewachsen ist, ins Appenzellerland zog, trug sie alles erst zum Becken eines koscheren Wasserfalls. Das gebot ihr nicht das Elternhaus, sondern allein ihre persönliche Religiosität, zu der sie sich immer hingezogen fühlte und zu der sie letztlich auch gefunden, oder besser, zurückgefunden hat.

Sie schätze es sehr, dass der Bauer ihr vertraue und nichts einzuwenden habe gegen ihre dem orthodoxen jüdischen Glauben gewidmeten Feiertage, die Riten, gegen die vielen Bücher und Psalmen. Fünfzehn Stufen führen ins Obergeschoss. Ein guter Ort für Chaya Bracha, religiöse Verse an den Treppenabsätzen anzubringen. „Es waren fünfzehn Stufen gewesen, für die König David die sogenannten *Stufenlieder* verfasst hatte“. Chaya Bracha spricht sie alle auswendig. Sie füllt Wasser in ein Glas, Tee in ein anderes und geht voraus in die Stube, deren Wände bestückt sind mit zauberhaften Appenzeller Malereien. Der Hausherr selbst ist der Künstler.

„Was kann man tun für den Weltfrieden?“, beginnt Chaya Bracha. Ihre Mutter hat den Holocaust in Deutschland nur deshalb überlebt, weil sie im Alter von drei Jahren an einer schweren Lungenentzündung erkrankt war. Deren Eltern, später nicht mehr auffindbar, hatten die Gefahr erkannt und ihr Kind über die Grenze nach Basel gebracht. Später kam Chaya Brachas Mutter in eine Pflegefamilie nach Wollishofen und heiratete als junge Erwachsene den Sohn einer aus Italien eingewanderten jüdischen Familie; Ihr Vater starb, als das einzige Kind, Chaya Bracha, vier Jahre alt war. „Sein überliefertes Erbe an mich waren die Worte: *Wenn alles hoffnungslos ist und alles schief zu gehen scheint, wisse, in Israel kannst du immer ein neues Leben beginnen. In meinem Elternhaus gab es diese grosse Sehnsucht nach der israelitischen Sache.*“

Chaya Bracha entschied sich für ein Studium der Chemie, das Fach, welches lehrt, wie man Materie gemäss den natürlichen Gesetzmässigkeiten transformieren kann. Dies wird sie später als Vergleich dafür heranziehen, „wie sich der Mensch – die

Was kann ich tun für den Weltfrieden?

Menschheit schlechthin – veredeln und transformieren kann bis hin zur Rehabilitierung von IHM, dem von uns verachteten Juden Jesus, unserem religiösen Bruder.

Die Spannung um das jüdische Idol der Anderen, das heisst, das Bewusstsein, dass das Idol beim jüdischen Volk auf dem letzten Platz steht und bei den Anderen zum Himmel gelobt und als Erlöserfigur dargestellt wird, begann mich immer mehr zu beunruhigen. *Wer ist dieser Jude, der seit 2000 Jahren bei den Anderen im Andenken bewahrt wird? Haben wir mit ihm noch etwas zu schaffen?*“ Als eine aus dem Stamm Beit David Geborene sei es ihre Pflicht und ihr Recht, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen.

Chaya Bracha Beit David unterrichtete ein paar Jahre in Zürich. Dann reifte der Entschluss, sich dem israelitischen Erbe zu widmen. Sie reiste und reist immer wieder nach Israel, „ins Land des Lebens, wie mein Vater es nannte. Für mich begann dort der Prozess der Entdeckung meiner Wurzeln. Die Rückkehr. Das intensive Talmud-Studium bei angesehenen Rabbinern. *Talmud, Midraschim, Halacha.* Der Bau Jerushalajims, die Erlösung und der Weltfrieden mit der Hilfe des Himmels sind und bleiben meine innerste Sehnsucht.“

„Ich wollte nie so werden wie meine Mutter. Nie meine Talente so unter den Scheffel stellen wie sie es tat – tun musste. Das Musische, das Singen waren ihr in die Wiege gelegt worden, doch sie konnte ihre Leidenschaft nur im Kreis der Familie ausleben. Ich wollte auch nie durch Ehe und Familie abhängig werden vom Einkommen eines Ehemannes.“ Die Mutter hatte sieben Kinder auf die Welt gebracht; zwei starben früh. **Margrith Biglers** lachsfarbenes Kostüm changiert mit den wachen, vitalen braunen Augen. Die Atmosphäre in ihrem von Sonne durchfluteten Wohnzimmer flirrt. Die 84-Jährige giesst Tee in zwei Tässchen und fährt fort: „Was vielleicht doch wieder mit dem damaligen Frauenbild, welches auch meine Mutter geprägt hat, zusammenhing, ist die Tatsache, dass ich früher schlecht Nein sagen konnte.“



„Ja“ sagte sie, als ihr Kurt Bigler nach einem Jahr Bekanntschaft einen Heiratsantrag machte. Nicht, dass sie es bereut hätte, es war nur, dass sie in jenem Jahr – als sie gerade den Abschluss ihrer Dissertation über Rückfallverbrecher abschloss – ein Praktikumsangebot in Zürich erhalten hatte, wo sie – nebst zwei Jahren in Genf – studiert hatte. Sie sagte ab, um bei ihrem im Berner Seeland wohnhaften Mann zu bleiben. Zu ihrem „Ja“ hatte sie die Auflage hinzugefügt, beruflich keine Konzessionen machen zu müssen. Dennoch habe sie sich in der Arbeitswelt von Männern oft wie ein Mensch zweiter Klasse behandelt gefühlt. Zu ihrer Empörung gesellte sich der Kampfgeist. „Ja“ hatte sie zu dem geliebten Menschen nicht zuletzt auch deshalb gesagt, weil er in sich so vieles von dem vereinte, was sie in ihrem Elternhaus gehört, gesehen und erlebt hatte. Der Vater, Lehrer und Politiker bis hin zum Nationalrat, der aus einer Bergbauernfamilie stammte, **lebte seinen Kindern die Werte des Sozialdemokraten vor**. Wehrte sich gegen jegliche Art von Ausbeutung von Arbeitskräften. „Die Grossmutter mütterlicherseits lebte nach dem Tod ihres Mannes bei uns. Sie hatte nichts. Ich erlebte das erste Mal, was es heisst, verarmt zu sein. Die Einführung der AHV war 1948 ein Glücksfall für die 76-Jährige, die bisher über keinen Rappen eigenes Geld verfügt hatte.“

Während den Kriegsjahren hatten Eggenbergers in Uzwil ein offenes Haus. Flüchtlinge fanden bei ihnen Unterschlupf. „Einmal wohnte ein österreichischer Arbeiterdichter bei uns. Und die aus Deutschland geflohene Anna Siemsen, eine linke Politikerin und

Lehrerin, machte mir grossen Eindruck. Ich lernte sie am Familientisch kennen. Als Kind, wohl so um 1938 herum. **Damals begann ich, bei den Gesprächen unter den Erwachsenen zuzuhören**. Anna Siemsen diskutierte intensiv und rauchte zudem eine Zigarre – damals etwas Unerhörtes für eine Frau.“

Als die Anwältin Margrith Bigler, erste Bundesrichterin der Schweiz, für die Recherchen zu ihrer Dissertation von der Bundespolizei benachrichtigt worden war, dass sie schon nach Bern kommen müsse, wenn sie Einsicht in gewisse Akten erhalten wolle, ging sie halt nach Bern. Suchte dort ein Zimmer. Fand eines beim Fräulein Bigler, an deren Briefkasten auch noch der Name eines Dr. Kurt Bigler stand. Sie habe sich gewundert. Ein unehelicher Sohn vielleicht? Ein Neffe? Ein Bruder? Kurt Bigler stellte sich als der Adoptivsohn von Fräulein Bigler vor. Er war Sekundarlehrer und Amtsrichter in Erlach. Margrith Bigler, damals noch Eggenberger, erfuhr, dass Kurt Bigler, auch er ein erklärter Sozialdemokrat, früher den Nachnamen Bergheimer getragen hatte und von den Nazis in ein Konzentrationslager in Südfrankreich geschafft worden war. Im Alter von sechzehn Jahren konnte er – anders als seine ebenfalls internierten und später in Auschwitz ermordeten Eltern – **dank der französischen Résistance fliehen**. Nach einer längeren Odyssee kam er zu Fräulein Bigler in Bern, er konnte Schulen und Matura nachholen, ein Studium der Germanistik und Literatur absolvieren.

1959 heirateten Kurt Bigler und Margrith Eggenberger. Ihr Mann habe ihr sehr bald nach ihrem ersten Treffen seine Geschichte erzählt. **Wir müssen wachsam bleiben**

Neu für sie sei gewesen, dass da, anders als bei den Flüchtlingen, die sie im Elternhaus kennengelernt hatte, jemand war, der die Erfahrung eines Konzentrationslagers hinter sich hatte – und dieses Grauen unauslöschbar in sich trug. **Die Panikattacken, die heftigen Reaktionen, wenn jemand eine unbedachte Bemerkung machte**. „Er war sehr auf ein stabiles Umfeld angewiesen.“ Ihre Arbeit, erst in einer Anwaltskanzlei in Biel, dann am Bundesgericht in Lausanne und schliesslich als Dozentin an der Universität St. Gallen, boten diese Voraussetzung. Kurt Bigler wechselte 1965 ans Lehrerseminar Rorschach.

Seine Frau, unerschütterliche Kämpferin der ersten Stunde für die Rechte und Gleichstellung der Frau, zweifache Ehrendoktorin, betreut weiterhin den von ihr und Kurt Bigler eingerichteten Fonds für Projekte um die Holocaust-Forschung. „Wir müssen wachsam bleiben!“, mahnt Margrith Bigler, „und zwar in jeder Hinsicht. Besonders auch in Bezug auf die zunehmend mangelnde Aufmerksamkeit junger Frauen, was die Errungenschaften der Emanzipation betrifft. **Wir leben nach wie vor in einem Männerstaat!**“



Der zurückhaltende, aber bestimmte Tonfall in ihrer Stimme, die feingliedrige Erscheinung, der wilde Lockenkopf. **Michaella Guez-Barasch** öffnet ihre Wohnungstüre weit, bittet ins helle Wohnzimmer mit einer breiten Fensterfront, der Blick ins Appenzellerland spektakulär. „Was soll ich sagen? **Ich bin seit meinem zweiten Lebensjahr eine Migrantin.**“ So beginnt sie, die Geschichte des Mädchens, das damals, als es zwei Jahre alt war, mit Eltern und Geschwistern aus der tunesischen Hafestadt Bizerta nach Ashdod übersiedelte. Nach der Abschaffung des französischen Kolonialregimes im Jahr 1956 war es dort zu mehreren Zwischenfällen mit vielen zivilen Opfern gekommen. 1961 startete Israel eine Rettungsaktion. Die jüdischen Tunesier aus Bizerta, es waren einige hundert, wurden evakuiert und nach Israel gebracht.

„Ich war ja sehr klein und habe keine Erinnerungen, weder an Tunesien, noch an die Reise. Man brachte uns über Algerien nach Marseilles und Tel Aviv. Wir, die Eltern und meine drei Geschwister, waren eine typische Immigrantenfamilie neben sehr vielen anderen Einwanderern in der Stadt Ashdod, die neben der antiken Stadt praktisch aus der Wüste gestampft worden war. In unserem Haus gab es Menschen aus Indien, Argentinien, Rumänien, Marokko und aus dem Irak. Es roch immer nach wunderbaren Gewürzen. Meine Mutter lernte, indische Gerichte zu kochen. Wir sprachen in der Familie französisch. Wenn die Eltern wollten, dass wir nicht mithörten, wechselten sie ins Arabische. **Wir waren eine liberale, nordafrikanische jüdische Familie.** Das Essen war koscher, an Yom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag im Herbst, hat man gefastet, aber Vater hat an Schabbat geraucht.“

Michaella Guez-Barasch wäre gerne Sozialarbeiterin geworden, doch sie entschied sich für ein Ökonomiestudium. Als Jugendliche und junge Frau war sie politisch aktiv. Sie wollte auch wissen, was und wie andere Menschen denken, sie pflegte Beziehungen zu einer christlichen Gemeinde im Norden des Landes. Sie war hingerissen von Golda Meir. „Ich dachte immer, ich sehe ein bisschen aus wie sie. Was mich auf die Idee brachte, ich könnte

auch Ministerpräsidentin werden.“ Es kam dann anders. In der Fabrik, in der sie als Studentin zeitweise arbeitete, lernte sie ihren zukünftigen Mann kennen. Gemeinsam mit ihm verliess sie Israel im Jahr 1988. „Mein Mann wollte aus privaten Gründen etwas Abstand zu seiner Heimat gewinnen. Wir dachten – und ich hoffte es damals sehr – nach zwei, drei Jahren zurückzukehren. Daraus sind nun dreissig Jahre geworden.“

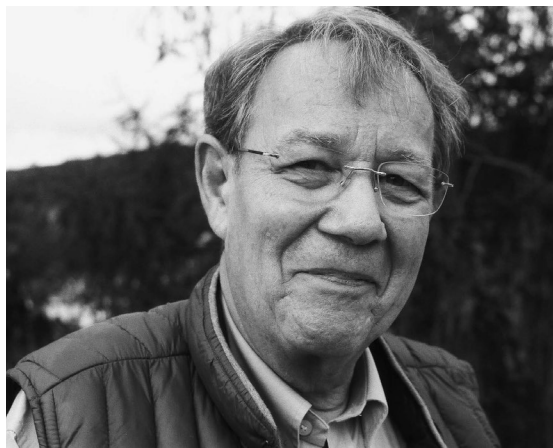
Michaella Guez-Barasch trägt eine Traurigkeit in sich. Der Tee riecht nach Zimt und Ingwer, die Datteln sind fleischig. Sie stammen aus ihrer Heimat, die sie so oft wie möglich besucht. Eine ihrer Schwestern ist zum orthodoxen jüdischen Glauben übergetreten. Sie hat sechs Kinder. Ja, es gebe Diskussionen, heftige manchmal. „Neulich etwa wegen den Palästinensern, die zur Arbeit nach Israel gehen und keine Konservenbüchsen mehr mit sich führen dürfen. Wegen **Bombengefahr**. Also müssen sie sich ihren Thunfisch in Plastikbeutel füllen. Das bedaure ich sehr.“ Doch man dürfe nie und nichts bagatellisieren. Es gebe keine einzige Familie, keine einzige Freundin, die nicht in irgendeiner Weise von dieser schrecklichen Geschichte betroffen sei.

Trotz des Heimwehs bin ich sehr dankbar

Morschach im Kanton Schwyz. Das war die erste Station der Familie Guez-Barasch. Michaella erwartete ihr erstes Kind. Dann Weggis. In Herisau im Kanton Appenzell Ausserrhoden erhielten sie schliesslich eine Aufenthaltsbewilligung. Da war sie nun. Als Jüdin. Als Migrantin. Als berufstätige Mutter von inzwischen zwei Kindern in einem Kanton, der das **Frauenstimmrecht** noch nicht kannte. Das Paar gründete eine bis heute erfolgreiche internationale Handelsfirma für Fruchtsaftkonzentrate. Die Kinder, beide heute erwachsen, besuchten in Herisau die Grundschule, später das kantonale Gymnasium in Trogen. Trotz ihres Heimwehs sei sie für vieles, was man ihrer Familie in der Schweiz ermöglicht habe, äusserst dankbar.

Mit der Synagoge in St. Gallen ist sie verbunden, seit ihr Sohn sich als Jugendlicher vorbereiten musste auf Bar Mizwa, die religiöse Mündigkeit. Seither ist ihr, die sich als nicht religiösen Menschen bezeichnet, das Gottes- und Gemeinschaftshaus spirituelle Unterstützung. Eine Brücke zwischen Berufstätigkeit, Familie und dem freiwilligen Engagement für Flüchtlinge und andere Hilfsbedürftige. Sie wendet ihren Blick Richtung Küche, zum Gemälde des israelischen Künstlers Reuven Rubin. Ein feiner weisser Nebel zieht herab über einen alt gewachsenen **Olivenhain**. Ein Bild wie aus der Bibel, die auf dem Tisch liegt. Auf der aufgeschlagenen Seite ist von den Propheten die Rede.

Eines möchte **Roland Richter** gleich zu Beginn klarstellen: Zuschreibungen wie „jüdische Herkunft und jüdischer Hintergrund“ seien fehl am Platz. „Ich bezeichne mich als akkulturierten Juden mit einer starken jüdischen Identität.“ Er weise auch gerne auf den grossen Unterschied zwischen Akkulturation und Assimilation hin. Würde er Letztere anstreben, müsste er sich verbiegen. „Wir Juden sind Weltmeister darin, uns den lokalen Gegebenheiten anzupassen.“ Keine Ethnie kennt sich besser damit aus. Die jüdische Geschichte ist seit 2000 Jahren die der Diaspora. Das Bewusstsein, zu einer Minderheit zu gehören, begleitet mich seit meiner Kindheit und nicht nur um Weihnachten herum.“ Die Kinderjahre verbrachte Roland Richter in der Stadt St. Gallen. Beide Elternteile waren Juden, deren Familien Ende des 19. Jahrhunderts aus Galizien in die Schweiz eingewandert, beziehungsweise geflüchtet waren. In Russland und der Ukraine hatte es damals Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung gegeben.



1931 hatten Roland Richters Eltern geheiratet; bald darauf ergriffen in Deutschland die Nationalsozialisten die Macht. „Meine Eltern, der Vater führte eine Zahnarztpraxis am Schibenertor, dachten sogar hier in St. Gallen über kollektiven Suizid nach, sollten die Deutschen die Schweiz überfallen. Sie wussten nicht, wem sie trauen konnten.“ Sie verkehrten in jüdischen Kreisen, waren aber ein ganz normales, gemässigt religiöses jüdisches Paar, das mit den drei Söhnen – ich als Nesthäkchen – die jüdischen Feiertage einhielt, am Samstag weder Fahrten unternahm noch Sport trieb und sich bis in die 1950er-Jahre hinein kosher ernährte.“ Die den Kibbuz idealisierende zionistische Jugendgruppe, die es in Roland Richters Kindheit in der Stadt gab, habe ihm wenig zugesagt, zu sehr sei er im bürgerlichen Elternhaus eingebettet gewesen. Auch später habe er sich gelangweilt, als er sich in einem Umfeld bewegte, das sich sehr intensiv – zu intensiv für seinen Geschmack – mit der jüdischen Lebensart beschäftigte.

„Den Religionsunterricht erhielt ich bei **Rabbiner Lothar Rothschild**. Während meiner Zeit an der Kantonschule war ich beeindruckt von seiner grossen Fähigkeit, die jüdische Geschichte unaufdringlich und ohne ideologischen Unterton zu vermitteln. Er weckte mein Interesse an ihr, das bis heute nie mehr abgebrochen ist.“ Ganz besonders stark wuchs Roland Richters Begeisterung, als er 1987 mit seiner Frau Jacqueline und der damals 17-jährigen Tochter Nadine ein erstes Mal nach Israel reiste. „Die Aufbruchsstimmung gefiel uns sehr!“ Als dann

Ich bin stolz darauf, Jude zu sein

die Tochter 1995 endgültig nach Israel auswanderte, dort einen Juden heiratete, dessen Grosseltern aus Mosul im alten Babylon und aus dem

Spanien der Judenvertreibung von 1492 stammten, justierte Roland Richter seine Haltung erneut. „Nadine sagte schon als Kind allen klipp und klar, dass sie Jüdin sei. Sie hat in Israel ihre Heimat gefunden. Wir reisen seither regelmässig hin, schon wegen unserer Enkelin. Der gelebte Alltag, die vielen Gespräche mit den unterschiedlichsten Menschen, sie halfen uns, langsam eine sehr persönliche Beziehung aufzubauen. Und es gibt den reinigenden Aspekt: Wir können aus einem Minderheiten-Dasein heraustreten. Ich kann heute auch die Aussage in einem Dokumentarfilm über Kinder von Schoah-Überlebenden nachvollziehen: *Israel ist das einzige Land, in dem ich als Jude nicht jeden Juden nett finden muss.*“

Roland Richter hatte Medizin studiert und als junger Mann seinen Lebensmittelpunkt nach Basel verschoben, wohin ein Bruder sowie die Mutter nach dem Tod ihres Mannes gezogen waren. Die Faszination im Studium, erst das der Chirurgie, dann der Gynäkologie, sei so immens gewesen, dass die 1968er-Jahre praktisch an ihm vorbeigerauscht seien, erzählt der heute 73-Jährige. Die Begeisterung hielt die ganzen Berufsjahre über an; steigerte sich noch, als er 1991 in Israel weilend, der Golfkrieg war gerade zu Ende, eine neue Methode des Kaiserschnitts kennen lernte, die er später selber als Lehrender bis nach China trug. Heute werde sie weltweit angewendet.

Bevor er 1984 beschloss, in seine Geburtsstadt zurückzukehren und in St. Gallen eine Praxis aufzubauen, war er Leitender Arzt an der Frauenklinik Basel gewesen. Und wieder war es ein Mann namens Rothschild, Simon mit Vornamen, welcher der Familie – diesmal nicht geistige, sondern funktionale – Türen aufstieß, um in der Stadt Fuss zu fassen. Von ihm übernahm er 1995 das Präsidium der jüdischen Gemeinde und behielt es bis 2009. „Ja“, unterstreicht Roland Richter nochmals, „ich bin Jude und ich bin stolz darauf.“

Froh gelaunt vor sich hin summend, trippelt der Rabbiner der Jüdischen Gemeinde St. Gallen aus seinem Arbeitszimmer, verabschiedet seine Frau, mit der er über fünfzig Jahre verheiratet ist und Englisch spricht, mit einem „Bye, bye, Sweetheart“. „Sie sollten eigentlich mit ihr sprechen. Sie weiss viel mehr über die Rabbiner als ich. Sie ist die Tochter, die Schwester, die Mutter und die Frau eines Rabbiners“, sagt **Tovia Ben-Chorin** lachend. Überhaupt lacht er gern. „Sie wollen wissen, weshalb ein orthodoxer jüdischer Schüler am Schabbat nicht mitschreibt in der Schule? Rabbiner Joshua

Das Phänomen des *Recht-haben-Wollens* ist uns nicht fremd

Heschel sagte einmal: *Der Schabbat ist ein Palast der Zeit*. Ich als liberaler Rabbiner ersetze die Regeln und Riten weniger im praktischen und schon gar nicht im ideologischen Sinn, sondern eher spirituell, ermesse sie an ethischen Werten. Es ist wie ein Sonntag bei den Christen, ein Freitag bei den Moslems, ein Tag der Einkehr, des In-sich-Ruhens, und folglich des Verzichts auf jegliche körperliche Anstrengung. **Orthodoxe Juden schalten am Schabbat auch keinen Lichtschalter, keinen Fernseher an**, weil das Element Energie, vom Feuer abgeleitet, damit in Verbindung gebracht wird. Wobei es heutzutage natürlich Möglichkeiten gibt, diese Schalter zu programmieren. Ich persönlich würde am Schabbat nicht einkaufen gehen. Aber ein Museumsbesuch muss drin liegen. Die Karten kaufe ich aber bereits am Tag zuvor.

Ich liebe St. Gallen. Wir sind seit zwei Jahren hier. Es ist wie in einer Mini-Grossstadt, mit den Museen, dem Theater, den Konzerten, den Lesungen und sonstigen Veranstaltungen. Und die vielen Gespräche, die sich spontan ergeben. Neulich in einer Papeterie ruft die Verkäuferin: *Sie sind doch der Rabbiner!* Sie hatte mein Foto auf einem Flyer gesehen, den jemand bei ihnen im Laden kopiert hatte. Und an der Kasse **in der Migros zückte ein junger Mann sein Handy**. Nicht, weil er mich fotografieren wollte, sondern weil er eine kleine Ansprache von mir an einer interreligiösen Veranstaltung aufgenommen hatte und mir das Video zeigen wollte. Die Zugfahrt nach Zürich erlebe ich jedes Mal wie einen Film. Immer habe ich viel zu lesen dabei und schaue doch nur aus dem Fenster in die Landschaft. Zürich ist mir nicht fremd. Ich verbrachte, nach Jahren in Jerusalem und Manchester, dreizehn Jahre als Rabbiner in der jüdisch-liberalen Gemeinde Or Chadash. Bis 2009. Dann folgten fünf Jahre in Berlin.

1935 hatten meine Eltern, die bis dahin in München gelebt hatten, das richtige Gespür gehabt. **Mein Vater war ein Religionswissenschaftler und Philosoph**, der sich stark für den christlich-jüdischen Dialog engagiert hatte. Seine Schwester hatte ihnen bereits Schiffskarten für die Überfahrt nach Argentinien geschickt. Doch für meinen Vater,

er war Zionist, kam nur Palästina in Frage. Dort wuchs ich auf. Als Kinder spielten wir Soldaten mit gebastelten Gewehren. Später war ich selber dreimal im Krieg. **Ich erlebte die Gründung des Staates Israel**. 1964 ging ich für das Studium nach Amerika. Dort lernte ich meine Frau kennen, eine Amerikanerin. Sie war an der gleichen Uni, studierte Geografie und Stadtplanung. Unsere beiden Söhne leben in Tel Aviv und Haifa. Der eine ist Anwalt und Atheist, der andere Rabbiner. Liberal wie ich. Er beschreitet viele unkonventionelle Wege bei seiner interreligiösen Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen. Wir haben fünf Enkelkinder. Selbstverständlich vermissen wir sie. Das ist ein heikles Thema zwischen mir und meiner geliebten Gattin.



Und wenn Sie mich jetzt fragen, warum ich im Alter von 79 Jahren nochmals eine neue Aufgabe angenommen habe, dann antworte ich Ihnen: Wenn wir nach Israel zurückgekehrt wären, dann fände mein Leben zwischen Kaffeehaus, Arztpraxis und Bankschalter statt. Das wollte ich nicht. **Es ist sehr interessant, eine so kleine jüdische Gemeinde mit nur 100 Mitgliedern zu betreuen**. Ich bemühe mich darum, alle persönlich zu kennen. Und ich verbringe viel mehr Zeit als früher mit meiner Frau. Wenn wir nicht in die Synagoge gehen, beten wir hier zusammen. Wir sprechen über einzelne Wörter. Was sie bedeuten könnten. Sie kennt sich in der Judaistik hervorragend aus. Ich bin im Moment in einer Phase, in der ich alles nochmals überdenke. Auch das Phänomen des *Recht-haben-Wollens*. Es ist uns allen nicht fremd. Dabei müssten wir doch fragen: Was blockiert mich, dich verstehen zu können? Was blockiert dich, mich verstehen zu können? **Ich glaube, ich habe früher viel nachgeplappert**. Ich richtete, wenn ich von Gott sprach, den Zeigefinger nach oben. Das würde ich heute nicht mehr tun. Ich denke eher an den Schöpfer im Zyklushaften des Lebens, des Todes und der **Seelenwanderung**, als an einen barmherzigen Richter im Himmel.“